



Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

18. Jahrgang.

Blumenau, im Januar 1925.

Nr. 1.

Unsere Lesern zum Neujahr 1925.

Hilf, Herr Jesu, laß gelingen, hilf, das neue Jahr geht an,
 Daß es neue Kräfte bringen, daß aufs neu ich wandeln kann,
 Neues Glück und neues Leben wollest du aus Gnaden geben,
 Jesus richte mein Beginnen, Jesus bleibe stets bei mir,
 Jesus zäume mir die Sinnen, Jesus sei mir mein Begier,
 Jesus sei mir in Gedanken, Jesus lasse nie mich wanken,
 Jesus laß mich fröhlich enden dieses angefangene Jahr,
 Trage mich auf deinen Händen, stehe bei mir in Gefahr,
 Freudig will ich dich umfassen, wenn ich soll die Welt verlassen.

Ein Jahr geht hin, das andere kommt, nur eines bleibt und
 steht auch fest,
 Und eines bleibt, das ewig frommt, Gott, der die Seinen
 nie verläßt,
 Gott, der die Seinen nie verläßt, sie hebt und hält, sie hegt
 und pflegt,
 Und doppelt fest ans Herz sie preßt, wenn seine Vaterhand
 sie schlägt,
 Das Jahr wird alt, das Jahr wird neu, Gott aber ist stets
 neu und alt,
 Neu in der Lieb, alt in der Treu, laßt uns auch leben der-
 gestalt,
 Laßt uns auch leben dergestalt, so werden stets, jahraus, jahrein,
 Und alt und todesalt wir Gottes und er unser sein.

Zum neuen Jahre neuen Segen,
 Zum neuen Wirken neu Vermögen,
 Zum neuen Leben neuen Mut,
 Und ewigen Trost durch Christi Blut,
 Zur alten Wahrheit neue Liebe,
 Zum neuen Leben neue Triebe,
 Ein neues Schwert zum alten Kriege,
 Zum alten Kriege neue Siege,
 Vom alten Bösen neues Grauen,
 Zum alten Gott ein neu Vertrauen.

Zum neuen Jahr ein neues Herze,
 Ein frisches Blatt im Lebensbuch,
 Die alte Schuld sei ausgestrichen,
 Der alte Zwist sei ausgeglichen,
 Und ausgetilgt der alte Fluch,
 Zum neuen Jahr ein neues Hoffen
 Noch immer wird die Erde grün,
 Auch dieses Jahr bringt Verkenlieder,
 Auch dieses Jahr bringt Rosen wieder,
 Auch dieses Jahr läßt Freuden blühn.

1. Nun wolle Gott, daß unser Sang hab einen frohen
 Glaubenssang, zu wünschen euch ein gutes Jahr und er's in
 Gnaden mache wahr.

2. Hier mag bestehn kein Mensch noch Stand, den Gott

nicht hält mit starker Hand, ihn leitet alle Tag und Stund,
 drum wünschen wir aus Herzens Grund.

Der Obrigkeit.

3. Der Obrigkeit, daß die Gewalt von Gott sie nehm
 und recht verwalte; es geb ihr Gott viel Ernst und Fleiß, daß
 sie gerecht sei, fromm und weis.

4. Zu handeln, was Gott lieblich ist und seinem Sohne
 Jesu Christi, und bleib an seinen Worten treu, daß sie ihr
 Arbeit nicht gereu.

Der Gemeinde.

5. Und der Gemeind Gehorsamkeit zu fördern, Zucht und
 Ehrbarkeit, auch Bruderliebe, Fried und Treu, daß Leib und
 Glied gesund hier sei.

Den Haushaltern.

6. Und jedem Haus und was darin, dem wünschen wir
 den rechten Sinn, zu Gottes Preis und Ehr gelübt, der Haus
 und Hof und alles gibt.

Den Dienstboten.

7. Euch Dienern, treu, gehorsam, still, friedlich zu sein,
 wie Gott es will, es ist auch Christus euer Knecht, wer das
 nur glaubt, der dienet recht.

Den Eheleuten.

8. Eheleute, die sein friedereich und tragen Liebs und
 Beides gleich, zu sein ein Fleisch, ein Herz und Geist, die Gnade
 Herr an ihnen leist.

Den jungen Leuten.

9. Auch daß wir Jungen fürchten Gott und halten hei-
 lig sein Gebot, und wachsen auf in Zucht und Lehr zu aller
 Ruh und Gott zur Ehr.

Den Vätern, Müttern und Lehrern.

10. Wem herzlich das gelegen an und setzet seine Ar-
 beit dran, daß wir erzogen werden wohl, denselben Gott be-
 lohnen soll.

Den jungen Gesellen und Töchtern.

11. Den Junggesellen insgesamt, die Töchter auch be-
 halt Gott rein, geb ihnen keuschen Sinn und Mut zu über-
 winden Fleisch und Blut.

Den Kranken.

12. Euch Kranken ist in Schmerzen lang auch Tag und
 Nacht die Weil gar lang, so mach euch Gott das Herz ge-
 sund, ruft mit Geduld euch alle Stund

Denen, die allerlei Kreuz tragen.

13. Gefängnis, Trübsal und Geschrei, Verfolgung groß
 und mancherlei, erleiden viel auf dieser Erd, Gott trag mit
 ihnen die Beschwerd.

Den Armen.

14. Es geb euch Gott der Herr das täglich Brot und
 was noch mehr an Seel und Leib von nöten ist, voraus Ge-
 duld durch Jesum Christ.

Den Arbeitern.

15. Die täglich in der Arbeit sind, fromm zu ernähren. Weiß und Kind, den'n wünschen wir, daß sie ihr Brot mit Segen nehmen hin von Gott.

Den Reichen.

16. All, die ihr habet zeitlich Gut und nehmt's mit großer Sorg in Hut, teilt aus davon und rüstet euch: daß ihr vor Gott auch werdet reich.

17. Dient gern auch dem gemeinen Nutz, dem armen Mann zu Hilf und Schutz, auch zieht die Kinder auf mit Fleiß, das ist der Reichen großer Preis.

Allen Sündern.

18. Ihr Sünder, suchet Gott in Reu, daß er euch eure Sünd verzeih, befehr euch all nach seinem Wort und mach euch selig hier und dort.

Den Predigern.

19. Wer uns mit Ernst den Glauben lehrt, der falschen Behr und Leben wehrt, und führet Gottes Wort und Werk, dem gebe Gott sein Gnad und Stärk.

Beschluß.

20. Das wünschen wir von Herzen all zu sein ein Volk, das Gott gefall, ein ehrbar heilige Gemein, die gradaus steht auf Gott allein.

21. Es sei mit uns sein göttlich Hand, die hüt und schirm vor aller Schand, Er geb mit Gnad viel gute Jahr in seiner Lieb, das werde wahr!

Selbet bauen!

Noch vor wenigen Jahren wußte niemand von uns, wie schwer es doch ist, an der neuen Zeit zu bauen. Wieviel Ermüdung, wieviel Enttäuschung ist immer von neuem zu überwinden! Wie oft im Laufe des Jahres will gerade an den treuen Arbeiter die Frage herantreiben: Wozu das alles? Wozu Gottesdienst, Konfirmandenunterricht? Halten wir nicht in unseren hiesigen kirchlichen Verhältnissen künstlich etwas aufrecht, das eigentlich bei der Gleichgültigkeit vieler und der Stumpfheit der meisten keine Daseinsberechtigung mehr hat? Kommt denn wirklich etwas heraus dabei? Oder würden wir nicht oft genug unsere Zeit und Kraft besser anwenden, und wenn's auch nur zu einem Spaziergang wäre, der uns Körper und Seele zu des Berufes Arbeit kräftigt und erfrischt? — Was wollen wir mit unserer Arbeit? Wir wollen die Kirche bauen, eine Hütte Gottes bei den Menschen, daß Gott wieder Heimkehr halten kann bei den Menschen. Denn — und das ist von all unseren vielen schweren Nöten die aller schwerste — Gott ist fern. Das ist nicht seine Schuld, sondern unsere. Wir verstehen seine heutige Sprache im Gericht über die Völkerwelt noch nicht oder zu wenig. Unsere Augen sind gehalten, daß sie ihn nicht sehen, unsere Ohren, daß sie ihn nicht hören. Wir merken noch nicht, daß Gott heute zu uns kommt in der Teuerung, in der Not, in der lastenden Schwere der Zeit. — Es gilt umzulernen. Es gilt zu hören, zu schauen; es gilt Gottes Heimkehr, Gottes Einkehr; Gottes Heimkehr zunächst bei uns selbst. Eine Kirche brauchen wir: Gemeinschaft mit Gott, so, wie er sich durch Jesus Christus geoffenbart hat, und Gemeinschaft untereinander. Mit Gesetzen, Verordnungen und Generalversammlungsbeschlüssen allein ist's nicht getan. Es muß von innen heraus kommen. Und wir müssen bei der Jugend anfangen, die trotz Elternhaus immer mehr in unseren Gemeinden verwahrlost, verroht, die Kirche grundsätzlich meidet — sie fühlt sich sehr klug — und nur dem Flitterand rein sinnlicher Lust nachjagt. Wir bauen von unten am geistlich-religiösen und am irdischen Vaterland. Die Alten haben vielfach die Heimat verloren, die Jugend muß und soll Heimat haben und finden auch, ja ganz besonders in unserer Kirche. So suchen wir zu den Menschen zu reden in der Sprache unserer Zeit; so wie Gott durch unsere Gegenwart zu uns redet. In der Zeit der Entwertung des Geldes verlangt uns nach Wertbeständigkeit, in der Zeit der Treulosigkeit, des Verrates und der schnöden Gewinnsucht verlangt uns nach dem Eänen, „das nie verläßt“. In der Zeit der niederdrückenden Ohnmacht hungern wir nach Kraft. Unsere Zeit, die Menschen brauchen Werte, und zwar ewige, unveränderliche, bleibende, geltende Werte. Mit einem Wort: sie brauchen keine Meinung, keine Theologie, keine Schöngesterei des Salons;

sie — wir, alle brauchen Gott, Gott in Jesus Christus! Den müssen sie sehen lernen, den müssen sie ergreifen lernen. Und zwar den ewigen, heiligen Gott, der heute noch ist, wie er einstens war. Ist's die Aufgabe nicht wert? Wie sagt Martin Luther: „Wo jemand die Kirche bauen will, da muß er mit der Jugend anfangen“. Helfet bauen! Auf daß wir ihrer etliche gewöhnen.

Etwas vom Geben.

Von E. Frommel.

Selbst recht geben zu können, ist eine Kunst, die gelernt sein will; denn mit dem bloßen „in die Tasche greifen“ ist's noch nicht getan. Aber ebenso schwer ist es, andere zum Geben zu bringen und ihnen die Seligkeit des Erfreuens zu Gemüte zu führen. Ich hab's einmal versucht mit meinen Schülern, denen ich im Gymnasium Religionsunterricht zu geben hatte. Es waren ungefähr vierzehn Jungen. Ich hatte sie die schönsten Weihnachtslieder dreistimmig singen gelehrt, und nun sagte ich zu ihrem größten Erstaunen kurz vor Weihnachten, wenn's ihnen recht wäre, so wollten wir dieses Jahr einmal Weihnachten feiern, wie sie's vielleicht bis jetzt noch nicht gefeiert hätten, nämlich so, daß sie selbst arm und andere reich würden. Da schauten mich die Buben Augen groß an. „Ja, ja,“ sagte ich, wer nicht mit will, braucht nicht mit und kann allein bei seinen Sachen bleiben und seinen Kuchen allein aufessen; aber wir wollen's so machen. Jeder von euch gibt einen Teil von dem her, was er geschenkt bekommen hat, und das schenken wir armen Kindern, die nichts kriegen. Aber wir lassen sie nicht zu uns kommen, sondern wir gehen zu ihnen hin, damit ihr auch einmal lernt Kagentreppen steigen und eure Köpfe bücken. Es waren lauter reiche Jungen, die staunend vor mir standen. Also, auf Wiedersehen am ersten Weihnachtstag abends um fünf, und die Weihnachtslieder mitgenommen und die Kehlen recht brav eingeübt, und dann wollen wir losziehen.“ Sie kamen alle, keiner fehlte. Drei hatten geschmückte Christbäume mit, die anderen große Körbe, die ihnen ihre Bedienten nachschleppten, neue Silberstücke in Menge, Äpfel und Nüsse und Zucker und Spielwerk, alte und neue Kleider. Da ging's denn durch den dichten Schnee in die dunkle Stadt, fast bis ans Ende, wo die ärmsten Leute wohnten. Mancher war in seinem ganzen Leben noch nicht dahin gekommen, und die dortige Welt war ihnen so unbekannt wie das Innere von Afrika. Aber je unbekannter die Gegend, desto fröhlicher wurden die Jungen. Endlich hielten wir still an einem Hause. Unten wurde ein Licht angezündet, und nun ging's hinauf über die halsbrecherischen Stiegen. Vor der Tür der Dachkammer sangen wir unser erstes Weihnachtslied, und derweil hatte einer der Jungen einen Christbaum angezündet. Es waren zwei alte Leute, die da oben wohnten; der Mann war fast erblindet. In die Kirche konnten sie schon lange nicht mehr, da auch die Frau gebrechlich war und den Mann nicht verlassen durfte. Aber sie hatten ihre zwei Enkelkinder bei sich, denen die Eltern weggestorben waren, und da die armen Alten nicht ausgehen konnten so hatten die Kinder eben nichts. So sah denn der kleine Enkel, ein Junge von acht Jahren, und las holprig und stotternd dem blinden Großvater ein Weihnachtslied vor. Aber wie flog die Tür auf, als sie unsern Gesang hörten; wie strahlte der Lichterglanz ihnen entgegen! „Großvater, Großvater,“ rief der eine, „das Christkindle kommt!“ Wir hatten allerhand warme Sachen für den Großvater gefunden, und auch für die Großmutter und die Enkel war reichlich gesorgt. Wir stimmten nun noch ein Weihnachtslied an, und einer der Jungen sagte die Weihnachtsgeschichte mit solchem Ausdruck her, daß dem alten Großvater aus den erloschenen Augen die hellen Tränen rannen. Wir liehen ihnen noch ein paar Geldstücke da, und dann ging's wieder die Treppe hinunter, was noch schwerer war als das Hinaufkommen. Meine kleine Truppe sammelte sich unten, sie waren alle feierlich still, und keiner sagte ein Wortlein. Nun ging's durch ein dunkles Gäßlein, über den Hof hinauf in den dritten Stod. Wir machten's wieder wie bei den anderen, und wieder ging die Tür auf, und ein Mann trat zu uns. — Er hatte einen schönen, ausdrucksvollen Kopf mit langem Bart, wie ihn die Zimmerleute in meiner Heimat tragen; aber das Gesicht war sorgenvoll und vergrämt. Acht Tage vorher hatte ich ihm sein Weib begraben, das schnell an einer Lungenentzündung gestorben war. Das bißchen, was er erspart hatte, war durch die Beerdigung draufgegangen, und im Herzen war's dunkel. Und doch war's keine Nacht, sondern

Weihnacht, weil er ein gottergebener Mann war. „Wo sind denn Ihre Kinder?“ fragte ich. „Ach,“ antwortete er, „die hab' ich schon alle ins Bett geschickt, wiewohl's erst halb sieben Uhr ist; die sollen sich ihre Traurigkeit verschlafen. Ihre selige Mutter hat sonst alles besorgt, daß jedes was bekam; aber alles diesmal geht's halt arm her.“ — „Wir wollen sie wecken!“ sagte ich zu meinen Jungen. „Kommt, singt noch einmal und zündet schnell den Baum an!“ Der Vater rief sie, und da kamen sie denn alle heraus, alle sieben in ihrem Nachtkleidchen, lauter Barfüßer waren wie die frischen Semmeln aus einem Bäckerladen. Sie rieben sich die Augen und konnten sich nicht satt sehen. Das jüngste Kind, das etwa ein Jahr alt war, hatte der Vater auf den Arm genommen. Wir konnten ihnen allen bescheren, und die Kinder waren so zutraulich; es fror sie gar nicht an ihren nackten Füßen vor lauter Freude. Da sagte der Vater: „Nun, ihr Herren Buben, wollen wir Ihnen auch einmal etwas singen; denn sie haben uns die Traurigkeit vom Herzen weggesungen.“ Und nun gab der Vater den Ton an, und die Kinder sangen so schön und rein, daß meine Jungen nur so staunten. Des Alten Sang klang wunderbar dazwischen, und jetzt kam das Weinen an meine Herren Buben. Als gar die Kinder der Reihe nach ihnen dankten und der Vater sagte: „Es fehlt nur noch unsere gute Mutter; dann wär's so schön gewesen wie noch nie! Aber gelt, Kinder, das hat uns doch unsre selige Mutter geschickt, damit wir nicht so traurig sein sollten.“ — Da wurde es ihnen vollends wunderbar warm ums Herz herum, daß ich sie drängen mußte zum Weitergehen; sie wären gar zu gern noch geblieben. Unser kleiner Nabob, den wir bei uns hatten, der Besitzer der neugeprägten Silberstücke, wollte sie alle hergeben; aber wir brauchten noch etliche für den letzten Gang. Das Häuschen, wohin wir jetzt gingen, lag nahe am Kirchhof, und meinen Jungen wollte fast ein Gruseln antommen. Es ging diesmal hinauf in schwindlige Höhe. Nachdem wir gesungen hatten, öffnete uns eine Frau. Sie war eine Witwe; ihr Mann war wenige Jahre nach ihrer Verheirathung gestorben und hatte ihr einen Sohn hinterlassen. Der war nun vierzehn Jahre alt und lag seit Jahr und Tag schon krank und lahm. Sein rechtes Bein war nur eine große Wunde. Trotz der Armut war alles sauber, und das Linnen, worin er gebettet war, schneeweiß wie der frischgefallene Schnee draußen. Die großen Augen des Knaben funkelten, und über seine blassen Wangen zog eine dunkle Röthe, als er die vielen Knaben sah, die sein Bett umstanden. Auch ihm zündeten wir den Christbaum an und rüdten ihn nahe an sein Bett. Für ihn hatte ich die besten Sachen zurückbehalten und zwei Flaschen guten Rotwein, die uns ein Vater noch mitgegeben, und das Eingemachte und den Himbeermost, um seinen brennenden Durst zu stillen. Nie werde ich den dankbaren Blick des Knaben vergessen, und wie er seine weiße abgekehrte Hand den Jungen entgegenstreckte. Die Mutter sagte nichts; aber ihre Augen sagten alles. — Wir sangen ihnen noch ein paar Lieder, und dann ging's nach Hause. Unsere Körbe waren geleert, und das Geld war fort. Als ich von meinen Jungen Abschied nahm, trat einer hervor, der einen schönen, violetten Samtkittel anhatte und sagte: „Das war aber das allerschönste Weihnachtsfest in meinem Leben“, und die anderen nickten dazu und drückten mir die Hand. Das sind jetzt alles große Männer geworden; denn es ist bald vierzig Jahre her, daß ich mit meinen Jungen ausgegangen bin. Als ich vor Jahren einen von ihnen traf — es war gerade der Samtkittel — sagte er: „Wenn ich hundert Jahre alt werde, vergesse ich jenen Abend nicht. Da hab' ich zum erstenmal eine Ahnung bekommen, wie wahr das Wort ist: Geben ist seliger denn Nehmen.“

Der Bauermeister.

Aus: „Philipp Dübenkropfs Heimkehr“.

Von Heinrich Sohnrey, Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.

„O Gott! O Gott! schrie Philipp, und ein Schauer durchrieselte alle. „O Gott! O Gott im Himmel — und um diesen Teufel habe ich meine Seele verschworen! — O wäre ich tot! Läge ich tausend Klaster tief in der Erde! Ja, hört's nur ihr Leute! Hört's alle! Das ist der Mörder, das ist er! Hört's das ganze Dorf, die ganze Welt! Falsch geschworen habe ich, falsch — falsch — falsch geschworen! Die Hand muß mir aus'm Grab wachsen! O Gott, o Gott! — Verschworen — verloren!“ Das Haar wirr ums Gesicht, von dem Blutstropfen herabsiderten, die Kleider zerfetzt, so kniete Philipp zwischen den Burschen und Männern zusammen. Die Leute liefen durch-

einander, und wie ein einziger greller Aufschrei erschollen viele Stimmen durchs entsetzte Dorf. Lenchen war weinend davongelaufen, Auguste stand da — wie zu Stein erstarrt. Karl hielt sich indes noch ungebändig aufrecht schäumend vor Wut, mit sich fortwährend überschlagender Stimme: „Glaubt ihm nicht, Leute. Er ist verrückt. Weil er mir nicht gewachsen war, weil er glaubt, ich wollt Auguste . . . weil er . . . er ist verrückt — verrückt ist er!“ Da legte sich eine Hand von hinten schwer auf seine Schulter. Er sah sich um und prallte zur Seite. „Jesen Christ, sein Vater!“ ging es durch die Reihen. Ungelesen und ungehört war der Bauermeister hinzugekommen. „Was geht hier vor?“ herrschte er die Volksmenge mit finsterner Strenge an. Man berichtete, was geschehen war, und deutete auf Philipp, der in bewußtlosem Zustand vom Platz getragen wurde. „Vater, glaubst du den schandvollen Lügen auch?“ kam es frech von den Lippen des Bauermeisterjohnes. Einen Augenblick zitterte der starke, stattliche Mann heftig; dann war er wieder der ernstentschlossene, Respekt heischende Bauermeister, wie ihn das Dorf seit bald dreißig Jahren kannte. Wer nennt mich Vater? Wer?“ Drohend hob sich seine Hand gegen den unwillkürlich zurückweichenden Sohn. — „Fluch über die Stunde deiner Geburt! Fluch über dein Leben, du . . . du . . . Höllestrich, du! Oh . . . Doch was . . . Ihr da“ — er bezeichnete drei handfeste Männer — „nehmt ihn zwischen euch und folgt mir!“ Ein dumpfer Schlag vom Kirchturm. Es war, als sähe die Kirche noch einmal so groß über die Häuser. Noch ein gebieterisches Zeichen mit der Hand, und die Männer ergriffen den Unglückseligen. Der Bauermeister ging voran, strads und starr, und die drei Männer mit dem Burschen in der Mitte hinterdrein. Der Schnee, in dem widerstrahlenden Sternenlicht wie ein Feld von funkelnden Diamanten, knirschte und kreiste unter den Füßen, und die eisige Luft spann weiße ins Haar. Häuser und Bäume, schneebedeckt, reichten sich in schweigender Reihe aneinander, und der weite sternbesäte Himmel, wunderprächtigt in seiner Winterherrlichkeit, goß seinen milden, märchenhaften Glanz über sie aus. Von ferne klang das Spiel einer Handharmonika, rasch aufeinander übertönt von Gelächter und Jauchzen. Fastabend! Heulen und Lachen in einem Sade. Fastabend. Fest ohne Licht und Label! Der Bauermeister immer noch voran, biegt in die schmale „Hach“ ein, die am stillen Bache hinauf dem äußeren Ende des Oberdorfes zuführt. Der Schnee wird tiefer, der Weg breiter und weiter. Nur noch mit Aufbietung aller Kräfte vermögen die Männer zu folgen, denn von jetzt ab leistet der Bursche heftigen Widerstand, sodaß sie ihn zuletzt gar schleifen müssen. Die Häuser vereinzeln sich, — ein kleiner, einstöckiger Bau steht völlig vereinsamt hart am Wege — und vor diesem unheimlichen, totenstillen Häuschen, das nur ein einziges kleines vergittertes Fenster, aber ein großes, schwarz angestrichenes Tor hat, bleibt der Bauermeister stehen. Ein Schlüssel klinkt. Das Tor knarrt in seinen Angeln, und eine durch das herein-dringende Licht matterhellte Halle gähnt auf. In der Mitte steht die Gemeindepriike; am der rechten Seite ist eine Art Gestell angebracht, auf dem ein Bund Stroh liegt. Daneben ein Brettstuhl. Unter der Decke hängen in langen grauen Schleiern von Spinnen gewebt die seltsam geformten Feuer-eimer. Das Gemeinde-Spizzenhaus ist's, das zugleich als Arrestlokal dient, hin und wieder auch die Leiche eines Selbstmörders aufnehmen muß. „Tod und Teufel, laßt mich los, oder es geht euch schlecht!“ schreit der fast geschleifte Bursche und schlägt wild um sich. Die Männer zögern und blicken den Bauermeister fragend an: Der steht einen Augenblick da — wie in hartem Kampf mit sich. Nur einen Augenblick, dann bricht er los: „Keinen Unterschied!“ Und das Zeichen, das seine Hand dazu gibt, treibt die Männer mit erneuter Macht auf den Burschen. Vom Turme dröhnt's in elf Schlägen. Als der letzte Schlag verhallt, ist das schwere Werk getan. Dröhnend schlagen die Torflügel zusammen — und der Bauermeister schließt sie mit einem einzigen Ruck. „Vater!“ schreit es drinnen heiser auf, und wilde Schläge und Tritte prallen gegen das Tor. Der Bauermeister verharret einen Augenblick, gegen die eisgliernde Wand gelehnt, in starrer Regungslosigkeit; dann wendet er sich hinweg, mit rauher Stimme zurüdrufend: „Morgen früh wird der Gendarm dir öffnen — die Schande dieses Anblicks sollte deiner Mutter erspart werden!“ Er geht; aber nun bricht's mit unaufhaltsamer Gewalt hervor. „Junge! Junge!“ schluchzt er aus der Tiefe seines Herzens, und er schlägt sich beide Hände vors Gesicht. Die ihn begleitenden Männer bleiben ergriffen stehen; einer deutet auf das unheimlich still gewordene Spizzenhaus zurück und sagt: „Bauermeister,

ist's denn Ihr voller Ernst? Sie wollen wirklich den Jungen... Sie wollen ihn doch nur erschrecken? Nicht wahr? Und wir sollen das Tor doch wieder öffnen — nicht wahr?" Es schien, als hätten diese Fragen dem Bauermeister seine volle Fassung zurückgegeben. „Mein voller Ernst?" gab er wie im Erstaunen zurück. „Ihr fragt noch? Bei Gott..." Er schluckte heftig und schritt hastig voran. Und der Schnee unter seinen Füßen knirschte, als wüßte er auch, was hier vorgegangen war. Mächtig erschüttert, ein seltsames Gemisch von Grauen und Ehrfurcht im Busen, trennten sich die Männer von ihrem Bauermeister, und dieser schritt einsam ins Dorf hinab — seinem wie tot daliegenden Gehöfte zu. Überall standen noch Gruppen eifrig redender Menschen, die im Anblick des einsam dahergehenden Bauermeisters jäh in schauervolles Schweigen verfielen. Noch in derselben Nacht sandte der Bauermeister den Gemeindevoten nach der Amtsstadt, und am anderen Morgen in aller Frühe schon — das Dorf ruhte noch von den Freuden und Schrecken der Nacht — traf der Gendarm in Städtchen ein.

Weitere Zuspitzung im Memelkonflikt.

epd. Die Amtsniederlegung des Kirchenkommissars Wt. Gailus ist vielfach als ein Einlenken der Memelregierung in dem unerquidlichen Kirchenstreit gedeutet worden. Leider eilt die Annahme einer Wendung zum Besseren den Tatsachen weit voraus. Wt. Gailus hat sein Amt niedergelegt, um nunmehr gestützt auf eine sogenannte „Landessynode" seine Geschäfte als „Präses" der Synode weiter zu führen. Man muß im Gegenteil fürchten, daß die evangelischen Gemeinden und Geistlichen des Memelnebiets erst jetzt ihrer schwersten Prüfungszeit entgegengehen. Die Synode, die lediglich eine künstliche Schöpfung der gegenwärtigen litauischen Gewalthaber darstellt und der, abgesehen von dem seines Dienstes entsetzten Pfarrer Wt. Gailus, kein einziger Geistlicher angehört, setzt die Gewaltpolitik des bisherigen Kirchenkommissars in verschärfter Tonart fort. Die reichsdeutschen Pfarrer sollen baldigt nach Deutschland abgehoben, Superintendent Gregor und Pfaff ihres Amtes entsetzt werden; den Gemeinden, welche die neue, rein litauische Synode nicht anerkennen wollen, wird mit zwangsweiser Neubildung ihrer Körperschaften gedroht. Und das alles, nachdem die memelländischen Gerichte unwiderleglich festgestellt haben, daß die bekannten kirchenpolitischen Anordnungen der Memelregierung gegen Recht und Gesetz verstoßen und daß eine Neuordnung der kirchlichen Verfassung nur im Einvernehmen mit den bisher zuständigen kirchlichen Behörden erfolgen kann! Offenbar legen die Gebrüder Wt. und Wt. Gailus Wert darauf, der Welt zu zeigen, daß das Memelland seit dem Ueberfall vom 9. Januar v. J. auch auf kirchlichem Gebiete ausgeht hat, ein Rechtsstaat zu sein.

Susanna von Klettenberg.

Zu ihrem 150. Todestag (gest. 13. Dezember 1774).

Lieber arm, als ohne Jesus
Reich an Pracht und Herrlichkeit!
Lieber krank, als fern vom Heiland
Früh die ganze Lebenszeit!
Ja, viel lieber nie geboren,
Als von diesem Freund getrennt:
Eine Welt, bei Ihm verloren,
Ist Gewinn, wenn man ihn kennt!

Dieser Vers, von dem Professor Benschlag sagte, daß er als Inschrift eines Menschenherzens und als Grabchrift eines Menschenlebens alle Dichtungen Goethes übertreffe, stammt von Susanna Katharina von Klettenberg, die am 19. Dezember 1723 zu Frankfurt a. M. geboren wurde und am 13. Dezember 1774 ebendasselbst starb. Sie war eine Freundin Goethes und hat durch dessen Veröffentlichungen in seiner Selbstbiographie und vor allem durch die „Bekenntnisse einer schönen Seele", die er seinem großen Wilhelm Meister-Roman als 6. Buch einfügte, einen Weltruf bekommen. Aber auch was wir von ihr selbst besitzen: Gedichte, Briefe und das in Gemeinschaft mit Friedrich Karl von Moser und ihrer jüngeren Schwester Magdalena verfaßte Büchlein: „Der Christ in der Freundschaft" zeigen, daß sie eine Persönlichkeit war, die, ganz abgesehen von Goethe, ihre Bedeutung hat und deren Andenken auch in den Kreisen der Jünger Jesu festgehalten werden muß.

Davater nennt sie in seiner überschwenglichen Art „die christlichste Christin" und wieder „die religiöseste, freieste, philosophischste Seele, die er je gesehen habe".

Susanna von Klettenberg spiegelte in ihrem inneren Entwicklungsgang die hauptsächlichsten geistigen Strömungen ihrer Zeit: den Halle'schen Pietismus, die Jesusinnigkeit der herrnhutischen Brüder und in gewissem Sinne auch in etwas die fromme Aufklärung. Als Tochter eines Arztes geboren, bekommt sie vom Vater naturwissenschaftliche Anregungen, die ihre später gemeinsam mit Goethe betriebenen alchymistischen Studien vorbereiteten, während die Mutter auf die schon als achtjähriges Kind Erkrankte durch biblische Wahrheiten einwirkt und damit den Grund zu ihrer nachmaligen religiösen Richtung legt. In dem unruhvollen Treiben der Welt, in das die heranwachsende Jungfrau nach der damals in vornehmen Familien herrschenden Sitte hineingezogen wurde, verstummen freilich je länger je mehr die Stimmen von oben, die sie in ihrer Kindheit vernahm. „Von Gott war ich zu weit entfernt," sagt sie aus jener Zeit. „Ich hatte diesen während vier wilder Jahre ganz vergessen. Nun (nach einem Erlebnis, das sie hatte) dachte ich dann und wann wieder an ihn; und die Bekanntschaft war erkalte. Es waren nur Zeremonienvisiten, die ich ihm machte, und da ich überdies, wenn ich vor ihm erschien, immer schöne Kleider anlegte, meine Tugend, Ehrbarkeit und Vorzüge, die ich vor andern zu haben glaubte, ihm mit Zufriedenheit vorwies, so schien er mich in dem Schmutz gar nicht zu bemerken." Es ist anzunehmen, daß diese und ähnliche Aeußerungen, die Goethe in den „Bekenntnissen der schönen Seele" anführt, tatsächlich auf der eigenen Niederschrift Susannas beruhen. 19jährig verlobte sie sich mit einem schönen und angesehenen Herrn aus der Frankfurter Gesellschaft. Da dieser aber völlig weltförmig war, empfand ihre im Grunde doch andersartige Natur den zwischen ihr und ihrem Bräutigam bestehenden inneren Gegensatz allmählich so stark, daß sie jene Verbindung, um die sie viele beneidet hätten, 1747 auflöste. „Was konnte das sein," sagt sie in ihren Aufzeichnungen, „das meinen Geschmack und meine Sinnesart so änderte, daß ich im zweiundzwanzigsten Jahre, ja früher, kein Vergnügen an Dingen fand, die Leute von diesem Alter unschuldig belustigen können? Warum waren sie mir nicht unschuldig? Ich darf wohl antworten: eben weil sie mir nicht unschuldig waren, weil ich nicht, wie andere meinesgleichen, unbekannt mit meiner Seele war... Wenn auch etwas in mir war, das sich nach den sinnlichen Freuden hinlehnte, so konnte ich sie doch nicht mehr genießen. Wer den Wein noch so sehr liebt, dem wird alle Lust zum Trinken vergehen, wenn er sich bei vollen Fässern in einem Keller befindet, in dem die verdorbene Luft ihn zu ersticken drohte. Keine Lust ist mehr als Wein, das fühlte ich nur zu lebhaft."

Nachdem Susanna von Klettenberg die Fessel ihrer Verlobung gelöst hatte, empfand sie mit Freude die gewonnene Freiheit. „Jung und voll Empfindung, wie ich war, dachte mir die Schöpfung tausendmal schöner als vorher, da ich Gesellschaften und Spiele haben mußte, damit mir die Weile in dem schönen Garten nicht zu lang wurde." Immerhin war ihre Seele noch nicht in Gott zur Ruhe gekommen; aber sie wurde jetzt eine ernstlich Suchende. Es begann die Zeit, wo sie sich unter den Einfluß des Halle'schen Pietismus stellte, der ja in Frankfurt schon von Spener her bekannt und eingebürgert war. Doch das „Befehrungssystem", das, wie sie meinte, von Seiten der Pietisten gefordert werde: den großen Schrecken über die Sünde am Anfang, das tiefe Schuldgefühl danach und die Versicherung der Gnade am Schluß konnte sie im Verlauf ihrer inneren Entwicklung bei sich nicht entbeden. Es fehlte, wie sie selber bezeugt, bei ihr noch das wirkliche Bewußtsein ihrer Verlorenheit. „Das Ding, das man Sünde nennt, kannte ich noch gar nicht." Aber diese Erkenntnis kam ihr, als sie in den Abgrund eines ihr befreundeten Menschenherzens blickte. Und nun suchte und fand sie endlich, nachdem sie schon ein Jahrzehnt des Christenstandes hinter sich hatte, den Weg zu dem gekreuzigten Heiland als dem Verfühler unserer Sünde. Diese Erfahrung, die in das Jahr 1757 fällt, hat sie ihre Entscheidungstunde genannt.

Ich habe deine Kost geschmecket.
Ein Tröpflein deiner Süßigkeit
Hat schon den Wunsch nach dir erwecket,
Nur dein zu sein in Ewigkeit.
Beflügle, Jesu, mein Verlangen,
Nimm dir mein ganzes Herz gefangen!
Dein holdes Ziehen stärke mich,

Daß ich mit täglich neuem Eilen,
Entfernt von Trägheit und Verweilen,
Nichts andres suche als nur dich!

So sang sie. Und wieder:

Wie kindlich darf ich mit ihm sprechen!
Er gönnt mir stets ein offnes Ohr.
Ich trag' ihm alle mein' Gebrechen
Und alle meine Klagen vor.
Wie leicht wird dann es meinem Herzen!
Denn er, er nimmt an meinen Schmerzen
Den zärtlichsten und treuesten Teil.
Umschließt er mich mit seinen Armen
Und tröstet mich durch sein Erbarmen,
So werden meine Wunden heil.

Von jetzt an suchte und pflegte Susanna von Klettenberg Beziehungen zu den Herrnhutern, wenn sie auch in ihrer nüchternen Art zu gewissen Auswüchsen der Zinzendorf'schen Bewegung sich abweisend verhielt. Sie war jetzt glücklich im Besitz des Heils:

Wer dich hat, der hat alles.
Wer dich nicht hat, hat nichts.
Du bist der Trost des Falles,
Die Quelle alles Lichts,
Die Arznei der Schwachen,
Der Starken Jubellied.
Wie froh kommst du den machen,
Der dich am Kreuze sieht!

Diese Heilsgewißheit und die innige Verbundenheit mit dem Heiland blieb der Grundzug ihrer zu Ende eilenden Tage. Wenn sie sich in einem in ihrem Todesjahr an Moser geschriebenen Brief einen „christlichen Freigeist“ nennt, so will dieser leicht mißverständliche Ausdruck nur sagen, daß sie in keiner Weise von Konfessions- und Konventikel-Schranken beengt sei, sondern lediglich in der Vereinigung mit Christus ihr Genüge finde. Ihre letzten Worte an eine Freundin waren, wie berichtet wird: „Siehst du denn nicht? Das Lamm Gottes, der Heiland ist da!“

Die Familie Klettenberg war mit der Goetheschen verwandt. Jedoch näher trat die ein Viertelfahrhundert vor dem Dichter geborene Susanna diesem erst, als er 1768 körperlich und seelisch krank von der Universität Leipzig nach Frankfurt zurückkehrte. Da wurde sie dem nach Halt und Heil verlangenden Jüngling eine treue Stütze und Führerin, deren Einfluß er sich gerne hingab. „Von vielfachen Zerstreuungen, die doch meist zu ernst, ja religiösen Betrachtungen Anlaß gaben, kehrte ich immer wieder zu meiner edlen Freundin von Klettenberg zurück, deren Gegenwart meine stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften wenigstens für einen Augenblick beschwichtigte,“ berichtet Goethe im 15. Buch seiner Lebenserinnerungen, nachdem seine Verbindung mit Susanna schon Jahre lang gedauert hatte. Aus dem, was diese in des suchenden Jünglings Seele las, durfte sie wohl die Hoffnung entnehmen, daß dieser hochbegabte Feuergeist für den Heiland gewonnen werden könne. In einem Brief vom 16. März 1769 an den hernhutischen Bischof Neißer schreibt sie: „Der Herr ist auch in unserer Stadt nicht stille und bläst auf tausendfache Weise die Fünklein auf. Ein ganz neues und großes Exempel, so ich davon vor Augen habe, ist mir ein wichtiger Beweis, wie teuer er seine Kreuzesbeute schätzt und wie mächtig er ist, den Lohn seiner Schmerzen einzusammeln. Er lasse nicht ab, bis er auch das letzte seiner verirrtten Schäflein gefunden.“ Aber zu einer gründlichen Bekehrung des Dichters kam es nicht. Was ihm trotz innerer und äußerer Zerschlagenheit und wirklichen Heilsverlangens in jener entscheidenden Zeit doch fehlte, war eine tiefe Sündenerkenntnis. Er bezeichnet sich zwar (im 8. Buch seiner Lebensbeschreibung) als ein nach einem unbekannten Ziele strebendes Wesen, das sich in keinem behaglichen Zustand befand und weder an Leib noch Seele ganz gesund war; aber er erklärt auch sofort, daß er sich trotzdem nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte. So kam er auch nicht dazu, dem Retter sich wirklich hinzugeben und seine erneuernde Kraft an sich zu erfahren. Gleichwohl hat Goethe die Einwirkung Susanna von Klettenbergs nicht vergessen und auch niemals ganz verloren. Ein überzeugender Beweis sind die „Bekenntnisse einer schönen Seele“, die er mehr als 20 Jahre nach dem Tode seiner mütterlichen Freundin seinem so gänzlich anders gearteten Roman: „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ angliederte. Ja, noch als 80jähriger Greis sprach er es mit einer gewissen Wehmut aus, daß ihn öfters im Leben der Gedanke beschlichen habe, ob er wohl recht daran

getan, einer Richtung sich abgewendet zu haben, die seinem Geiste und auch seinem Herzen lange Zeit äußerst wohlthätig erschien.

Nach Schiller ist unter einer „schönen Seele“ diejenige zu verstehen, bei der die reinste Ausgleichung von Pflicht und Neigung stattfindet. Man wird das von Susanna von Klettenberg bezeugen können; denn sie selbst äußert am Schluß der „Bekenntnisse“: „Ich erinnere mich kaum eines Gebotes; nichts erscheint mir in Gestalt eines Befehles. Es ist ein Trieb, der mich leitet und mich immer recht führt. Ich folge mit Freiheit meinen Gesinnungen und weiß so wenig von Einschränkung als von Reue.“ Selig, wer ganz in Gottes Gemeinschaft steht und mit unserer Dichterin sagen kann:

Ich habe ihn gefunden,
Er hat sich mir verbunden,
Er ist mein ewig Teil.

Otto von Bamberg, der Apostel der Pommern.

Ein Erinnerungsblatt an die Christianisierung Pommerns vor 800 Jahren.

Von Pfarrer Fr. Ollas.

Vor einer Reihe von Jahren kam ich auf meiner Reise durch Pommern auch nach dem Städtchen Pyritz. Der Geistliche des Ortes, der mir die verschiedenen Sehenswürdigkeiten zeigte, führte mich zuletzt in eine wohlgepflegte Gartenanlage vor den Toren der Stadt, wo umschattet von Laubbäumen, von Feldsteinen eingefast, eine kleine Quelle unter fröhlich-plätschernder Melodie ihre Wasser durch die fruchtbaren Felder fließen läßt. Das ist die Pommernquelle,“ erklärte mein Führer, „hier hat Otto von Bamberg im Jahre 1124 die ersten 7000 Pommern getauft.“

800 Jahre sind jetzt seit diesem Ereignis vergangen. Seit 800 Jahren steht das Kreuz als Glaubenszeichen im Pommernlande. Auf's innigste verbunden mit der Befehrung seiner Bewohner zum Christentum ist der Name des Bischofs Otto von Bamberg.

Im Jahre 1121 war es dem Polenherzog Boleslaw III. mit dem Beinamen „Schiefmund“ gelungen, ganz Pommern unter seine Herrschaft zu bringen. Den Unterwerfungsbedingungen, die Boleslaw den Besiegten auferlegte, hatte er auch die einer freiwilligen Annahme des Christentums hinzugefügt. So stand der Weg dem Evangelium nach Pommern offen. Aber Polen war nicht imstande, dasselbe dorthin zu bringen. Der Herzog fand unter seinen Geistlichen keinen, der Glaubenseifer und Bekennermut genug gehabt hätte, als Missionar in das neue Gebiet einzudringen. Endlich erbot sich ein spanischer Mönch dazu, Bernhard mit Namen. Er entsagte seinem Bistum und zog 1122 mit einem seiner Kapläne nach Pommern. Aber seine mönchisch-asketische Lebensweise, seine dürftige Kleidung, seine ganze einsiedlerische Art vermachte es selbstverständlicherweise nicht, die Leute für ihn und seine Botschaft einzunehmen. Als er sich für einen Gesandten des Christengottes, der ein Herr Himmels und der Erde sei, ausgab, da verlachten ihn die Pommern. Sie meinten, ein solcher Herr müsse schon einen Boten mit einem andern Auftreten zu ihnen senden. Aber man ließ ihn gewähren. Bernhard erschien ihnen als ein Bettler, der ihr Mitleid erregte. Erst als er es wagte, in Julin, auf der Insel Wollin, eine heilige Bildsäule zu zerstören, trat man ihm entgegen. Aber auch jetzt noch überwog das Mitleid die Feindschaft. Man tat ihm nichts Böses; man setzte ihn nur auf ein Schiff und brachte ihn außer Landes. So mißglückte der erste Missionsversuch in Pommern durch die sonderliche, unbesonnene Art des ersten Glaubensboten. Der Polenherzog aber zog aus diesem Mißerfolg die Lehre, daß man in der entgegengesetzten Weise wahrscheinlich viel leichter zum Ziele kommen würde. Er beschloß, jetzt einen Mann mit gewandtem Auftreten, ausgestattet mit Pracht und Glanz, als Vertreter des christlichen Glaubens nach Pommern zu senden. Die geeignete Persönlichkeit dazu schien ihm der Bischof Otto von Bamberg zu sein, den er von früher her kannte.

Otto entstammte einer angesehenen Familie in Schwaben. Einer innern Berufung zum geistlichen Stande folgend, gab er sich mit ganzem Eifer dem Studium hin. Nicht nur in der Theologie, auch in den andern Wissenschaften seiner Zeit suchte er nach Möglichkeit heimisch zu werden. So für das geistliche Amt ausgerüstet, begab er sich zunächst nach Polen, das damals, erst oberflächlich christianisiert, Mangel an Geistlichen hatte. Hier errichtete er eine Bildungsanstalt, die zumeist von

Kindern angesehener Familien besucht wurde. So kam Otto mit den Bornehmsten des Landes in Verbindung. Der Vater Boleslaws III. zog ihn bald an seinen Hof und benutzte ihn öfter zu wichtigen Gesandtschaften. Dadurch lernte ihn der deutsche Kaiser Heinrich IV. kennen. Otto gewann die besondere Gunst dieses Monarchen, wurde zuerst sein Kaplan und Sekretär, und stieg bald zum Kanzler empor. Als der Bischofsstuhl von Bamberg frei wurde, da wurde er mit diesem Bistum belehnt. Als Bischof zeichnete sich Otto aus durch seinen Eifer für den Religionsunterricht, durch seine saplichen, pädagogischen Predigten, durch seine Fürsorge für die Armen und Strenge gegen sich selbst. In allen seinen Amtiern hat er eine unwandelbare Lauterkeit und Redlichkeit, eine unbedingte Hingabe für Pflicht und Recht befundet. Ein Geschichtschreiber charakterisiert diese Persönlichkeit folgendermaßen: „Festigkeit ohne Eigensinn, Ernst ohne Härte, Milde ohne Schwäche, Begeisterung ohne Schwärmerei waren bei ihm zu einem harmonischen Bilde vereinigt.“ In der Tat, keiner schien für das Missionsunternehmen in Pommern geeigneter als er. Der Polenherzog ließ es an Bitten und Versprechungen nicht fehlen; er übernahm es, die gesamten Kosten dieses Werkes zu tragen. Der vertriebene Bischof Bernhard, der sich nach Bamberg gewandt hatte, wußte es, Otto für den Plan des Herzogs zu gewinnen. So sagte der denn zu. Nachdem er den Segen des Papstes für dieses Werk erlangt hatte, trat er am 24. April 1124 die Reise an. Durch Böhmen und Schlessen ging es nach Polen. In Gnesen fand Otto bei dem Herzoge eine ehrfurchtsvolle und liebevolle Aufnahme. Boleslaw stellte dem Bischof viele Wagen für die Lebensmittel und das übrige Gepäck zur Verfügung, händigte ihm eine bedeutende Summe der dort geltenden Münze ein, gab ihm auch drei seiner Geistlichen als Gehilfen mit. Ein Oberst Paulik hatte mit seiner Schar die Sicherheit des Zuges zu besorgen. So ausgerüstet, machte sich Otto auf den Weg. An der pommerschen Grenze empfing ihn der Herzog Wartislaw mit einem Gefolge von 500 Bewaffneten. In einer geheimen Unterhandlung verabredete der Bischof mit dem Pommernherzog und Paulik das bei der Mission zu beobachtende Verfahren. Dann trennten sie sich wieder mit der Versicherung gegenseitiger Freundschaft. Der Herzog ließ ihnen Diener und Führer zurück, bewollmächtigte sie, überall im Lande zu lehren und zu taufen, und versprach ihnen im ganzen Lande eine gastliche Aufnahme. Am andern Morgen überschritt Otto die pommersche Grenze und nahm seinen Weg nach der Stadt Pyritz. Es war elf Uhr nachts, als er vor der Stadt erschien. Aber dort waren noch alle Bewohner wach. Ein großes heidnisches Fest mit Trinkgelagen und Schmausereien, mit Spiel und Tanz, Gesang und Lärm war eben im besten Gange. Aus der Umgebung waren mehr als 4000 Menschen dazu zusammengeströmt. Unter diesen Umständen hielt es Otto nicht für geraten, die Stadt zu betreten. So wurden die Zelte im Walde vor der Stadt aufgeschlagen, und so sehr vermied man es, die Aufmerksamkeit der tobenden Menge auf sich zu ziehen, daß man es unterließ, Feuer anzuzünden. Am andern Morgen sandte der Bischof eine Gesandtschaft in die Stadt, um über den Einzug zu verhandeln. Doch die Pyritzer wollten von dem Kommen des Bischofs nichts wissen; erst als man sich auf das Versprechen ihres Herzogs Wartislaw berief, willigten sie ein. Als dann aber Otto mit seinem Gefolge und vielen Wagen in die Stadt einzog, da erschrafen die Bewohner doch sehr. Sie fürchteten einen feindlichen Ueberfall. Aber bald konnten sie sich von den friedlichen Absichten ihrer Gäste überzeugen, und nahmen sie nun mit Vertrauen auf. Eine Woche verweilte der Bischof auf Predigt und Unterricht, dann stellte er das Volk einfach vor die Frage, ob es sich taufen lassen wolle. Dann folgte durch ein dreitägiges Fasten und Baden die Vorbereitung auf die Taufe. Zur Taufhandlung wurden große Fässer mit Wasser in die Erde gegroben und mit Vorhängen umgeben. Es ist sehr wohl möglich, daß aus jener oben genannten Quelle das Wasser in die Behälter geleitet. Die Taufe erfolgte nach der damals üblichen Weise durch Untertauchen. So wurden in den 20 Tagen, die sich der Bischof in Pyritz aufhielt, die ersten 7000 Mann getauft. Nachdem der Bischof die Neugetauften zur Treue und Standhaftigkeit ermahnt hatte, begab er sich nach der Stadt Kammin. Hier wohnte diejenige unter den Frauen des Herzogs Wartislaw, die er als seine rechtmäßige Gattin zu betrachten pflegte. Diese hatte über die Wirksamkeit Ottos in Pyritz gehört, und erklärte sich nach vor seinem Kommen zur Annahme der neuen Lehre bereit. Durch ihre Einwirkung fand der Bischof hier offene Türen und Herzen. Raum

reichten die Kräfte der Geistlichen aus, allen, die es verlangten, die Taufe zu erteilen. Unterdessen kam auch der Herzog in Kammin an. Er bezeugte dem Bischof große Liebe und noch mehr Eifer für das Christentum als bisher. Um der christlichen Auffassung über die Ehe zu genügen, gelobte er vor einer großen Versammlung, der einen rechtmäßigen Gattin die Treue zu halten, die vierundzwanzig Nebenfrauen aber, die er noch hatte, zu entlassen. Das Beispiel des Fürsten wirkte heilsam auf sein Volk. Viele taten es ihm nach. Wie gegen die Vielweiberei, so eiferte der Bischof auch gegen die unnatürliche Gewohnheit der Frauen, Mädchen, wenn ihre Zahl zu groß erschien, gleich nach der Geburt zu töten. In den vierzig Tagen seines Aufenthaltes in Kammin gründete er hier die erste Kirche in Pommern, an welcher er einen von seinem Geistlichen als Seelsorger anstellte. Er selbst wandte sich nach Julin, das damals der Hauptort des Landes war. Doch sollte er hier den heftigsten Widerstand finden. Hier hatte ja Bernhard vor zwei Jahren die heilige Säule zerstört, und von Pyritz und Kammin hatten es die Bewohner gehört, daß auch dieser Fremdling ihren alten Glauben und ihre heidnischen Sitten zu stürzen gekommen sei. Da dem Bischof der freie Zutritt zur Stadt verwehrt blieb, beschloß man, sich zunächst am Ufer zu verbergen und dann unter dem Schutze der Nacht sich in das befestigte Gebäude des Herzogs, das sich in der Stadt befand, einzuschleichen. Doch das war ein Mißgriff.

(Fortsetzung folgt.)

Gottesdienstliche Feiern.

Seit Jahren besteht in der evangelischen Gemeinde Brusque die Sitte, am Totensonntag nach dem Gottesdienst in der Bambusallee des Friedhofes eine Feier zum Gedächtnis der Toten zu halten. Gemeindegesang, Schriftwort, Verlesung der Namen der seit dem letzten Totensonntage Verstorbenen und Chorgesänge wechseln mit einander ab. Zur Verschönerung der Feier hat unser dreistimmig gemischter Kirchenchor zwei stimmungsvolle Lieder vorgetragen, zuerst das bekannte „Wir sind ein Volk vom Strom der Zeit gespült aus Erdeneiland“, und dann einen Satz aus einem Requiem, „Feierliche, ernste Stunde, wenn der Richter wird erscheinen.“ Ein sonniges Wetter begünstigte die von einer großen Menschenmenge besuchte ernste, zu Herzen gehende Feier.

Jetzt halten wir die Proben zur Christvesper. Sie soll diesmal musikalisch reich ausgestattet werden, und zwar sollen alte, teils vergessene Weihnachtslieder zur Aufführung gelangen. Zu diesem Zwecke übt der Kirchenchor, hat sich aus ihm ein Grüppchen von Sängerinnen und Sängern zusammengetan, um noch nebenher einige Lieder einzustudieren. Auch Einzelsänge sind vorgesehen.

So werden im Verlauf der Christvesper folgende Lieder geboten werden:

1. Chor: Tochter Zions, freue dich.
2. a) Solo: O du mein Trost und süßes Hoffen; b) kleiner Chor: Es kam die gnadenvolle Nacht.
3. Soli und Frauenchor: Josef, lieber Josef mein, hilf mir wiegen dein Kindelein.
4. a) Solo: Heilge Nacht, o gieße du Himmelsfrieden in dies Herz; b) kleiner Chor: Schlaf, mein Kindelein, schau dein Bettlein, das für dich bereitet ist, und O Jesulein zart, dein Bettlein ist hart.
5. a) Solo: Still, o Himmel, still, o Erde, Jesus tut die Augen zu; b) kleiner Chor: Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein.
6. Schlusschor: Gloria in excelsis Deo! Fröhlich seid und jubiliert Jesu, dem Messias. Wenn diese Zeilen den Lesern zu Gesicht kommen, wird das Weihnachtsfest vorüber sein. Möge die Christvesper in unserer Brusquer Kirche eindrucksvoll verlaufen, und die aufgezählten Gesänge mithelfen, das zu erwecken, was gottesdienstliche Feiern, wie die hier genannten, erwecken sollen: starke Gefühle im Herzen der Teilnehmer.

Brusque, den 8. Dezember 1924.

Pfarrer Gg. Ratsch.

Profeminar der Riograndenser Synode Cachoeira.

Das neue Lehrjahr beginnt am 15. Februar 1925. Junge Männer, die Neigung haben sich auf das Studium der Theologie und die Ausübung des Pfarramts in Brasilien im Profeminar vorzubereiten, mögen sich durch den Pfarrer ihrer Gemeinde oder unmittelbar an den Unterzeichneten wenden.

Der Lehrplan des Proseminars umfaßt einen drei- bis vierjährigen Kursus in den Gymnasialfächern. Pflichtfächer sind: Religion, Deutsch, Deutsche Literaturgeschichte, Portugiesisch, Latein, Griechisch, Geschichte, Erdkunde, Mathematik (Planimetrie, Arithmetik und Algebra, Stereometrie, Trigonometrie), Physik u. a.

An der Anstalt unterrichten drei Lehrkräfte.

Der Leiter des Proseminars: Pfr. H. Dohms.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

São Bento. Die Gemeinde São Bento hat Herrn Pastor a. D. Quast, wohnhaft in Rio Preto zum Pfarrer gewählt. Am 1. Januar wird er sein Amt antreten. Herr Pastor Quast war schon von 1888 bis 1894 Pfarrer dieser Gemeinde. Er war ihr erster Geistlicher, und sie verdankt ihm den Bau von Kirche und Schule. Wir wünschen ihm von Herzen eine lange und gesegnete Wirksamkeit an der Gemeinde.

• Für den Familientisch. •

Des Liedes Kraft.

Von E. Rechler.

(Fortsetzung.)

Stöhnend barg der Offizier den Kopf auf seinem zusammengegerollten Mantel, das Blut rann aus der zerfleischten Armwunde, und hin und wieder verließ den zum Tode ermatteten das Bewußtsein. Wirre Träume umfingen seine Seele. Längst vergessen geglaubte Jugendbilder stiegen vor ihm auf, und er hörte immer und immer wieder mit dröhnender Stimme die Worte in seinen Ohren gellen: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!“ — Dann schreckte der Verwundete zusammen, schlug die Augen auf, und heftige Fieberschauer durchrieselten seinen Körper.

„Herr Gott, erbarme dich meiner, sonst bin ich verloren — ewig verloren!“ stieg es aus seiner Seele auf, dann umfing ihn eine lange Ohnmacht.

Und der Gott, der das Schreien aller hört, auch wenn sie lange nichts nach ihm gefragt haben, ließ die Hilfe kommen.

Die Nacht war vorüber, der Morgen graute, der Schlachtenlärm aus der Ferne war verstummt, als zwei Männer vorsichtig durch das Dickicht des Waldes streiften.

„Vater, seht her, ein toter Soldat,“ ein alter Mann beugte sich zu dem Offizier nieder und sagte: „Er ist noch nicht tot, Abrecht, er atmet noch, aber seine Stunden sind wohl gezählt. Seht vorsichtig an, wir wollen ihn in unser Haus tragen, daß er dort im Frieden abscheiden kann und nicht hier im Walde verbluten muß.“

Behutsam hoben Vater und Sohn den schweren Körper auf — es war ein Mann von riesiger Länge — und trugen ihn eine Viertelstunde weit, bis sie an ein kleines Haus kamen. Eine alte Frau trat heraus: „Wen bringt ihr da?“ rief sie den Ankommenden entgegen.

„Einen Preußen, der in heißem Streit tödlich verwundet ist, richte ihm ein Lager, Mutter, es wird nicht lange währen, dann ist er wohl verschieden. Gott erbarme sich seiner Seele.“

Es dauerte nicht lange, so lag der schwerverwundete preussische Offizier auf einfachem, aber sauberem Lager im schlichten Waldwärterhaus. Abrecht hatte den Bader des Dorfes geholt, der die schwere Armwunde gereinigt und verbunden hatte. Heftiges Wundfieber quälte den Kranken, der aber von Mutter Klaas aufs beste gepflegt wurde.

In seiner Fieberhitze rief der Offizier wiederholt: „Vater, Mutter ehren! — ich hab es nicht getan! — o Gott, erbarme dich meiner!“ Sanft legte dann Frau Klaas ihre Hand auf des Fiebernden Stirn, die er das eine Mal mit seiner gesunden Rechten ergriff und flüsterte: „Mutter, bist du es? — vergib mir, — ich war schlecht, — so lange, — nun soll es anders —“ Schwere Tage und Nächte folgten, und das Leben des Kranken hing nur an einem Faden.

„Der Mann scheint eine Riesennatur zu haben,“ sagte der Bader, „vielleicht kriegen wir ihn durch.“

Klaas waren gottesfürchtige Leute, sie pflegten nicht nur in unermüdlicher Treue den Unbekannten, sondern sie umgaben ihn auch mit ernstem Gebet.

Das Mutterherz der guten Waldwärterfrau litt im Geist für jene arme Mutter des Verwundeten, der seinen Eltern, aus seinen Fieberträumen zu schließen, schweren Kummer bereitet hatte.

Endlich, es war an einem sonnigen Herbsttag, schlug der Kranke zum erstenmal in klarem Bewußtsein die Augen auf.

„Wo bin ich?“ fragte er die freundliche, sich über ihn beugende Frau.

„Bei guten Freunden, die es sich zur Ehre schätzen, einen tapferen, preussischen Offizier gesund pflegen zu dürfen,“ war die liebevolle Antwort.

Der Verwundete betastete mit seiner rechten Hand den verbundenen linken Arm. — „Ja, nun besinne ich mich. Der Feind hieb ihn mir ab in jener entsetzlichen Kampfesnacht, — doch, wie steht es mit den Unsern? Und wie geht es dem König?“

„Er lebt, und die Preußen schlagen sich tapfer weiter,“ antwortete der hinzugetretene Waldwärter.

„Gott sei Dank! — Ihr lieben Leute, wie soll ich euch eure Wohlthat vergelten? Ohne euch wäre ich sicherlich nicht mehr am Leben,“ sagte der Kranke und streckte seine Hand den beiden Alten entgegen.

„Es stand schlimm um Sie, aber nun werden Sie gewiß bald genesen, Herr — wie heißen Sie?“

„Hauptmann Türfeld ist mein Name.“

Der Kranke machte von Tag zu Tag sichtliche Fortschritte, die Wunde heilte gut, und die Kräfte hoben sich, nur das Gemüt war gedrückt.

„Heut' möchte ich Ihnen, Herr Hauptmann, etwas vorlesen, ein Lied, das mir schon soviel Freude und Trost gebracht hat, wollen Sie es hören?“ fragte eines Tages Mutter Klaas.

„Ja, gern, lest, bitte, vielleicht tut es auch mir ein wenig gut, — aber den Kummer, der meine Seele bedrückt, kann es wohl nicht nehmen.“

„Sie denken an Ihre Eltern, Herr Hauptmann, nicht wahr? In Ihrer Fieberhitze beschäftigten Sie sich viel mit ihnen.“

„So, tat ich das? Nun, dann wißt ihr wahrscheinlich, daß ich schlecht an ihnen handelte. Ehe Ihr lest, laßt mich Euch aus meinem Leben erzählen, vielleicht bringt mir das eine Erleichterung.“

Ich bin aus Leipzig und der Sohn einer angesehenen Kaufmannsfamilie. Mein Vater wünschte, daß ich seinen Beruf ergriffe. Ich hatte aber keine Neigung dazu; von klein auf begeisterte ich mich für das Kriegerleben und wollte nichts lieber als Soldat werden. Das billigten meine Eltern nicht. — Als ich mir — ich war schon 21 Jahre alt — eine grobe Nachlässigkeit hatte zuschulden kommen lassen, stellte mich mein Vater hart zur Rede, — schon längst trug ich mich im stillen mit Fluchgedanken um, nun wallte mein Zorn auf wie noch nie. Ich dachte nicht im entferntesten daran, daß ein Sohn seinen Eltern Achtung und Gehorsam schuldet, ich sah nur ihre Schuld, die meinem Lebensglück im Wege stand. Ich hatte eine Kasse des Geschäfts zu verwalten; sie war reichgefüllt. Ich entwendete sie, packte heimlich meine Sachen, und eines Nachts — den Platz des Hauschlüssels wußte ich — flüchtete ich als ehrloser Dieb, als ungeratener Sohn aus dem schützenden Elternhause. Heute nenne ich mich so. Damals war ich stolz auf meine gelungene Heldentat und dachte nicht an den Gram des Vaters, an die Tränen der immer liebevollen Mutter, an den Schmerz meiner einzigen Schwester. — Ich hatte schon immer an des Preußenkönigs Liebhaberei Gefallen, besonders großgewachsene Soldaten für sein Leibregiment zu gewinnen. Es war gar nicht schwierig, angeworben zu werden. Ich pries mich glücklich, zu des Königs Leibregiment zu gehören. Das Soldatenleben sagte mir vortrefflich zu, und ich — zu meiner großen Schande muß ich es bekennen —, ich vergaß gänzlich Vater, Mutter, Elternhaus.“

Der Kranke schwieg und legte die Hand über die Augen. Ein verhaltenes Schluchzen erschütterte den Körper. —

„Sie dürfen nicht mehr sprechen, Herr Hauptmann, sonst kommt ein Rückfall,“ sagte Frau Klaas und reichte ihm einen stärkenden Trank, den er dankend annahm.

„Nein, nein, es wird mir nicht schaden, laßt mich zu Ende reden.“

Die Jahre eilten dahin, — vieles, vieles bargen sie in sich, dessen sich heut meine Seele schämt. Seit Anfang des Krieges bin ich dabei und in vielen Gefahren gewesen. Sie klopfen zuerst an mein hartes Herz und erinnerten mich an die Heimat und Eltern.

In der Nacht nach einer heißen Schlacht fielen mir plötzlich die zehn Gebote ein und besonders das vierte: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden“, klang unaufhörlich in meinem Herzen. Auf einmal erschien mir meine Flucht aus dem Elternhaus nicht mehr als eine Heldentat, sondern als etwas Schlechtes. Mein Gewissen regte sich endlich. — Meinem neben mir liegenden Kameraden, der mir schon manchen Dienst erwiesen hatte, war mein Stöhnen aufgefallen, und er fragte mich, ob er mir helfen könne. Schon oft hatte ich ihn in einem Buch lesen sehen und seinen Mut und seine ruhige Gelassenheit angesichts des Todes bewundert. Ich fühlte mich schon lange zu ihm hingezogen und erschloß mich ihm mit allem, was mich, meine Vergangenheit betreffend, quälte. Jene Nacht werde ich nie vergessen. Mein Kamerad hörte mich still an, dann schlug er sein Buch auf und las Lukas 15, die Geschichte vom verlorenen Sohn. — Das war ja mein Leben! — Ich war ergriffen und gelobte in jener Nacht gleich dem verlorenen Sohn: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße.“

(Fortsetzung folgt.)

Liebesgaben.

Als Konfirmandengabe für die Heidenmission gaben in Fortaleza: Minna Kiewe 2 \$; Walter Passold 1\$400; Theodor Kleine, Rudolf Stein, Thella Michelmann, Frieda Biske, Olga Sasse je 1 \$; Edmund Hausmann 0\$800; Olga Bruns 0\$500; zusammen 9\$700.

Herzlichen Dank!

Pfarrer Goosmann.

Für den Gustav-Adolf-Hauptverein gingen ein: Uebertrag 202\$280, Gemeinde Florianopolis (Nachtrag) 13\$000, Gemeinde am Süd-Arm 42\$000, Gemeinde Pommerode 21 \$; zusammen 278\$280.

Ich bitte die Beträge an die Firma Hoepde, Irmão & Cia. auf Konto Gustav-Adolf-Hauptverein einzuzahlen.

Der Vorsitzende des G.-A.-V.: Pastor Bornfleht.

Kirchennachrichten.

Bereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Neujahr, Gottesd. und heil. Abendm. in Seraphim.

Sonntag, 4. Jan., Gottesd. in Untere Massaranduba; danach Annahme der Konfirmanden.

Sonntag, 11. Jan., Gottesd. in der Schule bei Wulf.

Sonntag, 18. Jan., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 25. Jan., Gottesd. in Itoupava-Rega.

Sonntag, 1. Febr., Gottesd. und heil. Abendm. in Jacu-assu.

Sonntag, 8. Febr., ordentliche Delegiertenversammlung pünktlich 9 Uhr vorm., in der Kirche zu Itoupava-Rega.

Sonntag, 15. Febr., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 22. Febr., Gottesd. in Itoupava-Rega.

Die Gottesdienste beginnen um 9 1/2 Uhr vorm.

Pfarrer Ollas.

Bereinigte Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Neujahr, 9 Uhr vorm., Konfirmandenprüfung in Fortaleza.

Freitag, 2 Jan., 8 Uhr vorm., Ausnahmeprüfung der Konfirmanden in Badenfurt.

Sonntag, 3. Jan., 9 Uhr vorm., Kirchenratsitzung in Badenfurt.

Sonntag, 4. Jan., 9 Uhr vorm., Einsegnung, Beichte und heil. Abendm. in Fortaleza. (Opfertag für den Gemeindeverband.)

Montag, 5. Jan., 8 Uhr vorm., Beginn des Konfirmanden-

unterrichts in Badenfurt; 3 Uhr nachm., Beginn des Konfirmandenunterrichts in Encano do Norte.

Dienstag, 6. Jan., 8 Uhr vorm., Beginn des Konfirmandenunterrichts in Testo Central.

Donnerstag, 8. Jan., 8 Uhr vorm., Beginn des Konfirmandenunterrichts in Itoupavazinha.

Sonntag, 11. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Testo Central.

Freitag, 16. Jan., 8 Uhr vorm., Sprengelversammlung in Badenfurt.

Sonntag, 18. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Encano do Norte.

Sonntag, 25. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Freitag, 30. Jan., 8 Uhr vorm., Delegiertenversammlung der Vereinigten evangelischen Gemeinde in Badenfurt.

Sonntag, 1. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Badenfurt.

Sonntag, 8. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Itoupavazinha.

Sonntag, 15. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Fortaleza.

Pfarrer Goosmann.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Neujahr, Gottesd. in Pommerode.

Sonntag, 11. Jan., Gottesd. in Obere Rega.

Sonntag, 18. Jan., Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 25. Jan., Gottesd. in Pommerode.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Langhein.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Neujahr, Gottesd. in Timbo; danach Kindergottesd.

Sonntag, 4. Jan., Gottesd. in Obermulde; danach Aufnahme der Konfirmanden.

Sonntag, 11. Jan., Gottesd. in Beneditto Novo.

Mittwoch, 14. Jan., 8 Uhr vorm., Jahresversammlung des Sprengels Timbo.

Sonntag, 18. Jan., Gottesd. in Rio Abda.

Mittwoch, 21. Jan., 8 Uhr vorm., Generalversammlung der Delegierten der Pfarrgemeinde in Timbo.

Sonntag, 25. Jan., Gottesd. in Cedro Alto.

Sonntag, 1. Febr., Gottesd. in Freiheitsbad.

Sonntag, 8. Febr., Gottesd. in Santa Maria.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Hohfeld.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

Neujahr, 1 1/2 10 Uhr vorm., Gottesd. in Neu-Bremen; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Neu-Breslau.

Sonntag, 4. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. u. heil. Abendm. in Serra Bencida; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Canellabach.

Dienstag, 6. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia. (8 Uhr vorm., Aufnahme der Konfirmanden.)

Sonntag, 11. Jan., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Scharlach.

Sonntag, 18. Jan., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Dona Emma.

Sonntag, 25. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia (anschließend Generalversammlung).

Sonntag, 1. Febr., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Nova Helvetia (Serra).

Pastor Grimm.

Evangelische Gemeinde Bella Alliança.

Donnerstag, 1. Jan., Neujahrsgottesd. in Rio do Sul.

Sonntag, 4. Jan., Gottesd. in Cobras.

Dienstag, 6. Jan., Epiphaniassfeier (Missionsgottesd.) in Rio do Sul.

Sonntag, 11. Jan., Gottesd. in Tanó.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Böschl.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 4. Jan., Gottesd.

Sonntag, 25. Jan., Gottesd.; danach Aufnahme der Konfirmanden.

Pfarrer Ratsch.